

Christfest

Autor(en): **Schluv, Erwin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 49

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645324>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

muskeln ausführen kann. Ans Ende des Mondanziehungsbereiches will ich springen. Und zehnmal lieber auf der Erde zerfchmettert werden als auf dem Monde leben!“

Ich nehme einen kleinen Anlauf und springe ab. Wie ein Pfeil fliege ich auf, hoch empor. In weiter Ferne sehe ich die toten Krater unter mir; sie sehen aus wie gierig geöffnete Rachen, die nach mir schnappen wollen, aber immer ferner und kleiner werden sie... Und dann — falle ich zurück, die Rachen werden größer und größer, und da steht auch der Mann im Mond mit einem höhnischen Lächeln auf den runzeligen Lippen und fängt mich in den Armen auf. Wütend reiße ich mich los und springe wieder... und noch einmal... und noch einmal...

Und da — erwache ich und stehe — auf dem Ende der Dachrinne unseres Hauses. Ein Feuerwehrmann mit blinkendem Messinghelm hat eine Leiter angelegt und hält mich fest um den Leib. Der Mond steht über den Nachbargärten und beleuchtet eine Menge Menschen, die sich vor unserm Hause angesammelt haben und unversandt zu mir heraufstarren. Darunter erkenne ich meinen Vater und meine Mutter, die die Hände ringt... Sonderbar!

Weiter weiß ich nichts.

Es wurde mir am nächsten Tage erzählt, daß man mich plötzlich mitten in der Nacht gesehen habe, wie ich im Hemd auf der Dachrinne spazierte und die tollsten Sprünge ausführte. Es sei nichts übrig geblieben als die Feuerwehr zu alarmieren, um mich herabzuholen. Das sei weiter nichts von Bedeutung, sagte der Arzt. Der junge Mann sei eben ein wenig mondsüchtig. Solche Leute liefen bei Mondschein oft im Haus herum, kletterten aufs Dach, stiegen auf Schornsteine und Dachrinnen, ohne je einen Fehltritt zu tun. Die unglaublichsten Dinge trieben sie um. Und am andern Morgen wußten sie nichts mehr davon.

Auch ich wußte von nichts, als ich am Morgen erwachte. Ich stand auf, kleidete mich an wie alle Morgen, und nur durch Zufall fand ich auf meinem Schreibtisch ein Blatt Papier, auf dem ich meine Handschrift erkannte. Ich nahm es auf und las, las kopfschüttelnd all das, was hier zu lesen steht. Es war meine Handschrift, und doch erinnerte ich mich nicht, jemals dies geschrieben zu haben. Der Mann im Mond? Wie im Leben hatte ich von einem Mann im Mond gehört!

Erst als ich von meiner Mutter das Abenteuer der Nacht erfuhr und hörte, was der Arzt über Schlafwandler sagte, wurde mir klar, daß ich im Traum einen Traum beschrieben habe, so unglaublich es klingen mag.

Ist das nicht sonderbar: eine Geschichte, die im Schlaf geschrieben wurde?

Christfest.

Von Erwin Schlup.

Die Dämmerung legte sich über die kleine Stadt. Sachte fielen die leichten Schneeflocken nieder, glimmerten und glitzerten im hellen Bogenlichte der Straßenlampen. Zahlreiche Menschen gingen dahin, machten ihre letzten Einkäufe in den Kaufhäusern. Vor den Schaufenstern drängten sie sich und bewunderten die lockenden Märchendinge; denn Weihnacht war heute, der Tag der Freude, das Fest der Kinder.

Auf dem Marktplatz aber, wo am Nachmittag ein geschäftiges Treiben geherrscht hatte, war es stille geworden. Nur dann und wann schritt jemand eilig über den weichen Schnee, ein Tannenbäumchen auf der Schulter. Wo heute auf dem weiten Plage ein Wald junger Tannen gestanden, reckten sich nur noch einige ausgeschaupte, verlassene Dinger in die Höhe. Die Verkäufer luden eben diese Verstoßenen auf die Wagen und zogen vergnügt von dannen — sie hatten ihre Weihnachtsbescherung in der Tasche.

In der Dachwohnung eines alten hochgiebeligen Hauses an einem krummen Gäßchen saß Frau Martha am Tische. Vor ihr lagen einige Papiere und Bildnisse. Es waren Zeugen vergangener Tage, die sie aus dem Schubfach hervorgeholt hatte, um sie in feierlicher Stunde durchzulesen. Kein Licht brannte, und so umfing ein dämmriges Dunkel die paar Bilder an den Wänden, die wenigen Möbel und die Gestalt der Frau. Am Fenster, wo sich das Licht aus der Gasse kaum merklich hereinstahl, lehnte Hansjörg, ihr achtjähriger Bube, das Gesicht an die Scheibe gepreßt. Sein Blick ging suchend das Gäßchen hinab.

„Warum nur heut' das Christkindlein nicht kommt?“ Der Knabe murmelte die Worte halblaut vor sich hin. „Warum nur?“

Die Mutter blickte vom Tisch hinüber. Ein Schimmern trat in ihre Augen, ein Blinken, das sich langsam von den Wimpern löste und wie ein Sternlein niederfiel in ihren Schoß.

„Ach Gott! Da war wieder diese gleiche Frage: Warum nur das Christkindlein nicht kommt? Wie oft hatte der Kleine schon gefragt! Und sie hatte ihm immer ruhig Antwort gegeben und hätte es doch eher herauschreiben mögen: Sieh', wir sind arm, und zu armen Leuten findet das Christkindlein den Weg nicht immer!“

Sie erhob sich, zündete die Lampe an und ging zum Schrank, dem sie ein Paket entnahm.

„Komm! Hansjörg; es kommt nicht selbst; aber es hat mir etwas hergeschickt für dich.“

Hansjörg drängte herbei. Die Freude huschte über sein Gesicht, wie die Mutter ihm das Paket übergab und er es voller Hast öffnete.

„O sieh! Mütterchen, eine Pelzkappe! So eine wie die Kojaken haben. Und da! Handschuhe! Und noch Ueberstrümpfe! Gelt, nun kann ich morgen Schlitteln gehen mit Spielmanns Walter und mit Franz?“

Der Knabe hüpfte im Zimmer herum.

„Wenn jetzt noch das Christkindlein gekommen wäre mit einem Tannenbäumchen, mit vielen Lichtlein, Kugeln und Sternchen, wie letztes Jahr, als der Vater noch bei uns war.“

Für die Mutter war es zuviel — eine Wunde fing zu bluten an, die nicht vernarben wollte. Sie sank am Tisch nieder, vergrub das Gesicht in den Händen, und ein krampfhaftes, stummes Weinen schüttelte ihren Körper. Vor einem Jahre, ja, da war das Glück noch mit ihnen; fröhlich verging die Weihnacht, ein frohes Fest — keines von ihnen dachte an eine Trennung, der kein Wiederfinden folgen konnte. O fröhliche Weihnachten! — und zehn Wochen später pochte das Leid an die Türe. Der Tod raffte den Vater des Knaben, ihren Beschützer und Lebensgefährten, hinweg. Ob er wohl heute, droben im Saal der ewigen Sterne, Weihnachten feierte?

Hansjörg schlang seine schlanken Arme um die Mutter und schmiegte sich fest an sie.

„Ach! Mütterchen, laß' doch das Weinen; ich bin ja zufrieden. Und weißt, Vater ist ja im Himmel, und dort muß es heute schön sein. Ganz gewiß hat er mir all' die Sachen geschickt. Ich werde zu ihm beten, daß er auch dich das nächste Mal nicht vergißt. Lieb' Mütterchen, hörst du?“

Hansjörg tröstete und schmeichelte, und das Mütterchen wurde ruhiger. Langsam erhob es sich, küßte den Knaben und zog ihn mit sich auf das Ruhebett. Dort saßen sie, ihre Arme um seinen schmächtigen Leib geschlungen; sein Haupt ruhte an ihrer Brust. Und dann — ganz leise erst und schüchtern fing Hansjörg an zu singen:

Der Weihnachtsglocken Zauberklang

Geht über Dorf und Stadt.

Heim fördert sehnend seinen Gang

Wer nur was Liebes hat!

Ein Engel hold, geht ein und aus.

Und Lichtlein schimmern fein

Und Kinderglück tönt aus dem Haus.

Ein Lied auch fromm und rein.

Die Stimme des Sängers war gegen das Ende der Strophe immer kräftiger geworden. Als er anhub, die zweite Strophe zu singen, fiel auch der Mutter Stimme leise ein:

Mir ist in dieser heil'gen Zeit
So weich, so lind ums Herz,
Zerflossen ist all' Weh und Leid,
Mein Blick strahlt himmelwärts.
O Weihnachtslieder, Glockenklang,
Ihr führt im Traum zurück,
Was mir dereinst die Mutter sang,
In sel'ger Kindheit Glück.

Das Lied verklang. Den Zweien war's, als sähe der Heimgegangene neben ihnen und hätte mitgesungen; es war ja sein liebstes Weihnachtslied gewesen. Weihnachten war eingezogen in das Stübchen und in zwei Herzen.

Die alte Holztreppe knarrte; im Flur trampften Kinderfüße, dann, ein Flüstern und Wispern vor der Türe, als wären die Schwalben heimwärts gezogen. Zaghafte Hände pochten. Hansjörg eilte an die Türe und öffnete; drei Kinder standen draußen.

„Ei! Franz und Walter und 's Annamieli! Kommt doch herein!“

Sie traten ein. Spielmanns Walter, ein blasses, langaufgeschossenes Bürschchen, und der Gerber Franz, mit den listigen Auglein und dem krummen, verwachsenen Rücken, waren Schulkameraden von Hansjörg, während Walters Schwesterchen, Annamieli, etwa ein Jahr jünger war. Alle Vier waren unzertrennliche Spielgefährten. Es waren armer Leute Kinder, zu welchen heute das Christkindlein den Weg auch nicht fand. Sie waren sauber und sonntäglich angezogen.

Auf die Frage nach dem Grund ihres Erscheinens erzählte Walter, daß seine Mutter in einige vornehme Häuser an der Blumenstraße immer als Wäschfrau gehe. Jene Leute hätten nun seine Mutter und die Kinder zum Weihnachtsfest eingeladen. Die Mutter dürfe aber nicht gehen, weil doch der kleine Hansli krank geworden sei. Annamieli und er sollten aber gleichwohl gehen. Nun müßten sie dort auch etwas singen; aber das Annamieli könne noch nicht viel, darum komme jetzt auch Franz mit. Aber es fehle halt doch noch einer, der die erste Stimme singe — und so schön wie Hansjörg könne es niemand. Er möchte nun fragen, ob Hansjörg mitkommen dürfe.

„O ja! O ja!“ Hansjörg jauchzte. „Und dann lege ich gerade meine Weihnachtslachen an. Sehet, sehet! was ich erhalten habe!“

Er führte die Kinder zum Tische.

Frau Martha hörte schweigend zu. Sie blickte nachdenklich auf ihre gefalteten Hände. Durfte sie den Knaben ziehen lassen in die Nacht hinaus und in fremde Häuser? Ach! sie möchte ihm das bißchen Freude gönnen; aber, war es nicht ein Bettelsingen?

Hansjörg war schon an ihrer Seite und bat: „Gelt, Mütterchen, ich darf mit.“

Die Mutter zog ihn zu sich: „Du willst mich allein zuhause lassen, am Weihnachtsabend?“

Hansjörg blickte sie nachdenklich an.

„So komm' auch mit, — oder — nein, nein! ich bleibe bei dir!“

„Ach! Hansjörgel, ich weiß ja, daß du nur tust, was mir lieb ist und deshalb darfst du nun mitgehen.“

Sie zog ihm sein Mäntelchen an; dann schlüpfen seine Beine in die neuen Ueberstrümpfe, die Hände in die Handschuhe und im Nu war die Pelzkappe über das blonde Lockenhaupt und die Ohren gestülpt.

Hansjörg stellte sich vor die Mutter hin: „Gelt, wie angemessen. Und nun gute Nacht, Mütterchen, ich bin bald wieder hier.“

Mit einem vergnügten „Gute Nacht!“ trollte sich die fröhliche Kinderschar aus dem Zimmer. Frau Martha stand im Flur und lauschte auf die Tritte der Kinder, bis unten die Haustüre geschlossen wurde. Möchte er gehen und ein bißchen Freude genießen am Feste bei fremden Menschen. Es war ihr nicht leicht geworden, seinen Bitten zu willfahren. Was wäre aber den Kindern das Weihnachtsfest ohne das grüne Tannenbäumchen mit den blinkenden Kerzlein und den schimmernden Glasfugeln, mit den silbernen Nüssen und den duftenden Lebkuchen? Staunen sie nicht in Verzückung in die Lichtlein, als wären es Sternlein vom Himmel? Und tritt das Christkind herein im weißen, waltenden Kleide und langen Schleier, ein goldenes Krönlein im Haar, dann harren sie in scheuem, bangem Erwarten. Die Vieder und Verslein, die sie für Weihnachten gelernt, spuken wie toll in den Köpfchen herum. —

Es war still geworden im Zimmer. Frau Martha sah wieder am Tische, die Hände über den Briefen gefaltet und starrte sinnend vor sich hin. —

Wie schnell die Zeit entflieht, die Jahre schwinden! Du bist ein Kind und tummelst dich durch Wald und Heide. Was kummert dich das Gestern oder Morgen? Du lebst, bist froh und siehst der Sonne lächelndes Gesicht. Und Jahr und Tag geh'n hin — du merkst es kaum. Zum Jüngling reißt, zur Jungfrau, du heran. Die Sehnsucht brennt in deinem Herzen — und was dein Herz ersehnt, das suchst dein glänzend Auge. Das Schicksal führt dich auf die Stirn. Die Bahn des Lebens liegt vor dir. Du wählst dir einen Pfad; vielleicht führt er hinauf dich an den Thron Fortunas — und ach! vielleicht — — wer kann es wissen! —

Die Gedanken der Frau waren um Jahre zurückgeellt. Vor der Stadt, wo die Straße den Hügel erklimmt, von dessen Höhe das Auge frei über das Dächermeer, die Ebene, den Fuß und weiterhin über Dörfer und Wälder schweift, steht ein heimeliges Häuschen von Efeu umrankt. Eine Rebenlaube führt vom Haustor in den Garten, der rings das Häuschen umfaßt. Ein altes Gemäuer trennt den Garten von der Straße, zu der man auf einer Steintreppe gelangt. Wilde Reben wuchern über die Mauern, bald in nackten Ranken, bald in dunklem Grün und bald in purpurnem Leuchten, je nach der Zeit des Jahres. Das Häuschen steht noch inmitten des Gartens; aber fremde Menschen gehen ein und aus. Und dort war ihre Welt. Dort stammelte sie die ersten Worte, lernte auf den Füßchen stehen und herumhüpfen. Sie wuchs auf, wurde ein großes Mädchen an der Seite ihres Vaters, dem stillen und guten Manne. Von dort auch hatte man ihre Mutter, nachdem sie ihr das Leben geschenkt hatte, hinausgetragen in einen stillen Trauergarten. Der Vater und sein Töchterchen — seinen Wildfang nannte er sie — hielten zusammen wie treue Kameraden. Sie gingen zusammen in die Schule, sie als Schülerin, er als Lehrer am Gymnasium, und den Heimweg legten sie, wenn möglich, zusammen zurück. In den Ferientagen streiften sie über Tal und Höhen, fingen Schmetterlinge oder botanisierten. Oft nahm sie einige Gespielinnen mit oder der Vater einige seiner Schüler. Einer war dabei, Hugo Bergmann, von dem ihr Vater sagte, er sei sein bester Schüler; sie aber nannte ihn im Geheimen ihren „Ritter!“ Er war schlant von Gestalt, hatte einen treuherzigen Blick und einen offenen Charakter.

(Fortsetzung folgt.)

In ein Stammbuch.

Sreu deiner Zeit dich, junges Blut,
Der Jugend Feste sind rein und gut!
Bedenk, wenn dich ein Kummer plagt,
Daß jeder Nacht ein Morgen tagt,
Daß jeden Winter ein Märzhauch bricht,
Die Hoffnung ist das treueste Licht.
Das Glück kommt nicht mit Prunk und Schall,
Doch Wege weiß es überall.

Alfred Huggenberger.